

Klaartje de
Zwarte - Walvisch
MEIN GEHEIMES
TAGEBUCH

März – Juli 1943

*Mit einem Nachwort von
Leon de Winter*

OCTOBER

NOVEMBER

DECEMBER

ZONDAG
MAAND

1 8 15 22 29
2 9 16 23 30

5 12 19 26
6 13 20 27

3 10 17 24 31
4 11 18 25

ZONDAG
MAAND

«Es fängt da an, wo Anne Frank aufhört:
Nach 67 Jahren wurde das Tagebuch
der Klaartje de Zwarte - Walvisch entdeckt»

Frankfurter Rundschau

C.H.BECK

Klaartje de Zwarte-Walvisch

Mein geheimes Tagebuch

März – Juli 1943

Mit einem Nachwort von
Ad van Liempt
und einem Essay von
Leon de Winter

Aus dem Niederländischen von
Simone Schroth

Unkorrigierte Leseprobe

**Pressesperrfrist für Rezensionen:
10. Februar 2016**

Die Veröffentlichung einer Rezension vor Ablauf der Sperrfrist ist nur mit
vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags C. H. Beck erlaubt.

C.H.Beck

Titel der niederländischen Originalausgabe: «Alles ging aan flarden. Het oorlogsdagboek van
Klaartje de Zwarte-Walvisch.

Met een inleiding van Ad van Liempt. Tekstbezorging Ariane Zwiers»

Copyright © 2009 Joods Historisch Museum & Uitgeverij Balans

Zuerst erschienen 2009 bei Uitgeverij Balans

Die Einleitung wurde für diese Ausgabe vom Autor überarbeitet. Die Übersetzung dieses
Buches wurde von der niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Werbemittel-Nummer: 257222

Abbildungen:

Umschlagabbildung: Deckel des Notizbuchs, in das Klaartje de Zwarte-Walvisch
den ersten Teil ihres Tagebuchs notiert hat.

Umschlagabbildung, Seite 4, 7 und 30: © Collectie Joods Historisch Museum, Amsterdam

Seite 29: © Image Bank WW2/Oorlogs- en Verzetsmuseum Groningen

Seite 17, oben und unten: © Image Bank WW2/Nationaal Monument Kamp Vught

www.beck.de

Am 22. März 1943 dringen «Judenjäger» in das Amsterdamer Haus von Klaartje de Zwarte-Walvisch ein. Während sie auf ihren Mann warten, vertreibt sich der eine mit Klavierspiel die Zeit. Die Hölle beginnt langsam. Die Registrierung erweist sich als Internierung, und der neue Wohnort ist in Wirklichkeit ein Konzentrationslager.

Das erst vor wenigen Jahren entdeckte Tagebuch der jungen Jüdin Klaartje de Zwarte-Walvisch ist eine kleine Sensation – und ein Wunder: Sie kann fast täglich protokollieren, was sie erlebt, ohne entdeckt zu werden. Kurz bevor sie den Zug in ein Vernichtungslager besteigt, übergibt sie das Tagebuch heimlich einem Verwandten, dem gegen alle Wahrscheinlichkeit die Flucht gelingt. Mehr als sechzig Jahre nach Kriegsende werden die Hefte in seinem Nachlass entdeckt. Ein Wunder sind die Aufzeichnungen aber vor allem, weil es kein zweites Zeugnis gibt, das so furchtlos und unbefangen, so wütend und fassungslos und zugleich mit so viel Witz und Ironie schildert, welches Schicksal die niederländischen Juden zu erleiden hatten.

Das Tagebuch wurde nach dem Erscheinen in den Niederlanden 2009 zum Bestseller und erscheint nun auch in deutscher Sprache.

Inhalt der Leseprobe

Die Autorin – 4
Autoren, Herausgeberin und Übersetzerin – 6
Auszüge aus dem geheimen Tagebuch – 7
Aus dem Nachwort von Ad van Liempt – 27
Stimmen zum Buch – 32



Das einzige Bild, das von Klaartje de Zwarte-Walvisch erhalten ist, stammt aus einer Filmaufnahme bei der Hochzeit von Colette de Zwarte und Gerrit Schellevis am 10. April 1940.

Klaartje de Zwarte-Walvisch

wurde am 6. Februar 1911 geboren. Über ihr Leben ist nur sehr wenig bekannt. Sie arbeitete in Amsterdam als Näherin und heiratete im Dezember 1934 den Lagerarbeiter Joseph de Zwarte, der ein halbes Jahr jünger war als sie. Sie wohnten zunächst an der Oudeschans in Amsterdam. Am 10. Mai 1940 überfiel Deutschland die Niederlande, besetzte in wenigen Tagen das ganze Land und begann mit der Verfolgung und Deportation von Juden, Sinti und Roma. Im April 1941 zogen Klaartje und Joseph de Zwarte in die Tweede Oosterparkstraat

in Amsterdam. Am 22. März 1943 wurden sie in ihrem Haus festgenommen und in das «Konzentrationslager Herzogenbusch» (Kamp Vught) verschleppt. Hier begann Klaartje de Zwarte-Walvisch, heimlich ein Tagebuch zu führen, zunächst in einen Notizblock mit dem Kalender des Jahres 1933 als Umschlagdeckel, dann in drei Schulhefte. Das Tagebuch endet am 4. Juli mit ihrer Deportation in das Durchgangslager Westerbork. Ihre Tage waren nun gezählt. Wöchentlich, meistens am Dienstag, wurden von hier aus rund zweitausend, manchmal sogar dreitausend Menschen in das Vernichtungslager Sobibór in Polen deportiert. Kurz bevor Klaartje de Zwarte-Walvisch in den Güterzug steigen musste, konnte sie das Tagebuch heimlich einem Verwandten durch den Stacheldraht reichen. Ihr Name steht auf der Transportliste vom 13. Juli. Die Liste umfasst 1988 Namen. Keiner der Deportierten überlebte.

Klaartje de Zwarte-Walvisch stammte aus einer Familie mit elf Kindern, von denen vier kurz nach der Geburt starben. Von ihren anderen sechs Geschwistern sind fünf so wie sie in Auschwitz oder Sobibór umgekommen, über das siebte Geschwisterkind konnte nichts in Erfahrung gebracht werden. Ihr Ehemann Joseph de Zwarte stammte aus einer Familie mit neun Kindern; von ihnen haben zwei den Krieg und den Holocaust überlebt. Einer der beiden Überlebenden war Salomon de Zwarte, der das Tagebuch in die Freiheit gerettet hat. Nach dem Krieg lebte er in Kanada. Seine Tochter Miep fand das Tagebuch einige Jahre nach seinem Tod beim Aufräumen des Speichers. Da sie es weder einer Person zuordnen noch lesen konnte, schickte sie es an das Jüdische Historische Museum in Amsterdam, wo es wiederum einige Jahre später die Historikerinnen Yfke Nijland und Suzanne Hendriks entdeckten.

Leon de Winter

Filmmacher und Schriftsteller, wurde in s'Herstogenbosch als Sohn niederländischer Juden geboren. Seine Romane erzielten in vielen Ländern überwältigende Erfolge; einige wurden für Kino und Fernsehen verfilmt. Zuletzt erschien von ihm «Ein gutes Herz» (Diogenes, 2013).

Ad van Liempt

Journalist und Historiker, war viele Jahre Chefredakteur bei verschiedenen Programmen des niederländischen öffentlichen Fernsehens. Sein Buch «Kopfgeld. Bezahlte Denunziation von Juden in den besetzten Niederlanden» war ein internationaler Erfolg und erschien auch in Deutschland (Siedler, 2005).

Ariane Zwiers

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin des Resource Centre des Joods Historisch Museum in Amsterdam, wo sie jüdische Egodokumente (Briefe und Tagebücher) untersucht und beschreibt. Von ihr liegen bereits mehrere Editionen niederländischer Tagebücher vor.

Simone Schroth

Literaturwissenschaftlerin und Übersetzerin, wurde mit einem Vergleich der deutschen, englischen und französischen Übersetzung von Anne Franks Tagebuch in Münster promoviert.

Aus dem geheimen Tagebuch

22. März-4. Juli 1943

16

die en nog hulpbehoevende daerde ander. Waren
dit leuwerkgestellen? Zoo hadde het loed immen.
Het omringt en mirdaage lag en dit boven op
ende stemming had haar laagste ~~jaar~~ punt
bereikt. Oudez sag ik hunder een angst voor
aotgere was hun te waachten stond jonge
menschen waren flink en deden alsof de Leede
beweging hen niet raakte. Ik heb zoo een hantje
om me heen om hier en daar eenige indruk.
Hen op te doen en sag dat hen die werkelijkt
te grens van normaal ~~was~~ overschreden had.
Hen. Termaer kreeg een aanvullend en was
niet tot bedaren te brengen. Twee andere be-
gonnen heftig met elkaar te lubbelen en ik
die en bij stond hante waareover het ging.
die vrouw maakte haar man en verrijft dat
en naar de schouwburg waren gezamen terrijft
thuis hun kind een alleen lagen. En of de man
al zijn best deed om zijn vrouw te verrijften
datte politie se had gehaald en hij hie geen
schuld aan had, het gaf alles niet. Z. bleef
haar man beschuldigen van onzedelijke dingen.
Het was om medelijden mee te krijgen.
Dese menschen en nog zoveel konden de toestand

Notizbuch

Amsterdam, 22. März '43

Aus dem Haus geholt

Wie jeder wusste, waren die Deutschen fest entschlossen, alle Juden nach Polen zu transportieren, und junge Menschen, die etwas gelernt hatten (eine handwerkliche Arbeit oder etwas dieser Art), sollten, so hieß es, in Arbeitslagern in Vught untergebracht werden.

Wenn man von zwei schlechten Dingen das Bessere wählen muss, entscheidet man sich natürlich für das kleinere Übel. In allen Vierteln von Amsterdam und außerhalb wurden Razzien auf Juden durchgeführt, und das morgens, mittags, abends und nachts. Zu jeder Zeit rechnete man damit, abgeholt zu werden. Ich selbst war der Gefahr bis etwa zum 22. März immer wieder mit knapper Not entkommen und beglückwünschte mich deswegen selbst von Herzen, schaffte es aber zuletzt auch nicht mehr und musste doch mit.

Obwohl ich schon am 25. Juli '42 auf Transport nach Polen hätte gehen sollen, waren die Umstände für mich immer wieder günstig gewesen. Die Lage wurde jedoch immer bedrohlicher, und schließlich war es dann doch so weit.

Am Nachmittag des obengenannten Datums wollte ich mich gerade auf den Balkon setzen, um ein wenig zu lesen, als es klingelte. Ich schaute über die Balustrade nach unten und sah dort zwei Männer

stehen, die nach oben sahen und mich baten, ihnen zu öffnen. Vorbereitet wie ich war (obwohl ich in diesem Moment nicht mit ihrem Kommen gerechnet hatte), ging ich nach unten und schloss ruhig die Haustür auf. Die beiden Männer liefen einfach so in den Flur und stellten sich wie folgt vor: «Wir kommen von der Zentralstelle, und dorthin müssen Sie uns jetzt folgen.» Und während sie das sagten, gingen sie weiter ins Wohnzimmer. «Von wie vielen Personen wird dieses große Haus bewohnt?», blaffte mich einer der beiden an. «Von zweien», erwiderte ich, «von meinem Mann und von mir.» Es schien mir am besten, kurze Antworten zu geben. «Das glaube ich nicht», sagte der Schuft, «so ein großes Haus, und nur zwei Menschen wohnen hier?» Ich antwortete nicht und zog die Schultern hoch. «Ich werde mich schon selbst davon überzeugen.» Mit diesen Worten begann er das Haus von oben bis unten zu durchsuchen. Er ging durch alle Zimmer (es gab zehn), er rannte in den ersten Stock und von dort in den zweiten. Ruhig blieb ich mit dem anderen SDler* im Wohnzimmer; wie sich herausstellte, war das ein wirklich anständiger Mensch. Als sein Kollege wieder nach unten kam, dachte ich im ersten Augenblick, er wolle mich in der Luft zerreißen. Drohend sah er mich an und schrie: «Du behauptest also, dass dieses Haus von zwei Personen bewohnt wird, und oben liegt überall Kinderspielzeug herum? Wem willst du das denn weismachen?» Und er schrie weiter: «Wo sind die übrigen Bewohner? Überall hängt Kleidung. Die kann unmöglich von zwei Leuten stammen. Jetzt rede schon, wo sind sie?» Ich antwortete, dass es keine weiteren Bewohner mehr gibt, dass das Spielzeug einem Mädchen gehört, das früher im Haus gewohnt hat, und dass ich selten oder nie in den zweiten Stock komme, alles hatte liegen lassen und mir nie die Mühe gemacht habe, es wegzuräumen.

* SD = Sicherheitsdienst. Siehe den Eintrag «SD» im Glossar.

«Das ist gelogen, Jüdin», tobte der Kerl und befahl mir, ich solle mich hinsetzen. «Los, da hin.» Und er zeigte auf einen Sessel. Der Kerl war so unglaublich gemein; er tat nichts anderes als zu schimpfen, was eine sehr beruhigende Wirkung auf mich hatte, denn ich blieb stehen, schaute den Kerl nur kalt an und sagte: «Nein, mein Herr, ich bleibe stehen. Noch bin ich in meinem eigenen Haus, und hier bin ich bisher immer selbst die Herrin gewesen. Wenn ich gleich mein Haus verlasse, habt ihr hier das Sagen, aber solange ich noch hier bin, tue ich, was ich will, also setze ich mich nicht hin, sondern bleibe stehen, und dass Sie es sich herausnehmen, mich anzuschreien und als Jüdin zu beschimpfen, darüber kann ich nur lachen.» Ich konnte spüren, dass ich leichenblass war, aber ich hatte meine Nerven gut unter Kontrolle und sprach bei allem, was ich sagte, mit Beherrschung.

«Wo ist dein Kerl?», beleidigte er mich weiter. Ich zuckte die Achseln und erkundigte mich höflich: «Mein Mann, meinen Sie? Er macht zwischen drei und fünf Einkäufe.»

«Wo?», bellte der Kerl. Und ich sagte rasch zu mir selbst, dass sich die Gesellschaft tatsächlich weiterentwickelte und man diesen Mann ganz ohne Frage als positives Beispiel dafür betrachten konnte.

«Weiß ich nicht», antwortete ich, und er wandte sich an seinen Kollegen, der noch kein Wort gesagt hatte, mich aber die ganze Zeit ansah. «Schreib' einen Zettel für den Kerl, dann kommen wir ihn um halb sechs abholen.» Doch plötzlich überlegte er es sich anders und sagte: «Nein, keinen Zettel; der Kerl braucht gar nicht zu wissen, wo seine Frau steckt. Wir sagen es ihm auch nicht, wenn er kommt; sie hätte eben nicht so frech sein sollen, die Jüdin.» Aber dagegen erhob ich Einspruch und sagte: «Wenn Sie keine Nachricht für meinen Mann hierlassen, gehe ich nicht mit. Außerdem bin ich krank und muss mich morgen einer Operation unterziehen.»

Er lachte höhnisch und sagte: «Das habe ich bisher nicht feststellen können, dass du krank bist, denn du hast doch hier bequem in der Sonne gegessen und gelesen. Solches Geschwätz wollen uns alle Juden weismachen, wenn wir zu ihnen kommen und sie abholen.» Ich fragte ihn, ob die Leute, die draußen in Erholungsheimen liegen, nicht wirklich krank wären. «Damit habe ich nichts zu tun», entgegnete er. «Los jetzt, zieh dich an. Wir gehen zum Adama van Scheltemaplein*.»

Aber ich rührte mich nicht von der Stelle und dachte gar nicht daran, irgendwelche Anstalten zu machen, mich anzuziehen. Stattdessen wandte ich mich an seinen Kollegen und bat ihn, meinem Mann einen Zettel zu schreiben, damit der zumindest wusste, wo ich hinging. Er nickte mir zu und bedeutete mir, es werde in Ordnung kommen. Aber ich konnte mich immer noch nicht entschließen mitzugehen. Ich hatte im Haus noch einige sehr wichtige Dinge zu erledigen, und dafür musste ich unbedingt kurz die Gelegenheit finden. «Ich bin überhaupt nicht vorbereitet», sagte ich, in der Hoffnung, das würde helfen. Die beiden sahen sich an, und der Schuft sagte: «Dann sorg dafür, dass du ein paar Kleidungsstücke zusammenpackst, und ich hole in der Zwischenzeit ein Auto.» Ich jauchzte innerlich vor Freude, denn genau darauf hatte ich gehofft. Das hat geklappt, dachte ich. Er ging weg, und ich blieb mit seinem Kollegen zurück, der anfang, sich mit mir zu unterhalten. «Sind Sie wirklich krank?», fragte er höflich. «Ja», sagte ich, «schlimmer krank, als Sie es sich vorstellen können.» Und ich erzählte ihm, dass ich an heftigen Speiseröhrenkrämpfen litt und immer wieder zweimal täglich künstlich ernährt werden musste. Er war ehrlich betroffen und wollte mehr wissen. Dann ging er durch das Haus, und ich folgte ihm. «Schönes Haus, aber viel zu groß für zwei

* Hier befand sich die «Zentralstelle (für jüdische Auswanderung)».

Personen.» Und auf einmal: «Wissen Sie eigentlich, dass Sie sich strafbar gemacht haben?» «Wieso?», fragte ich und stellte mich dumm, denn ich wusste, was er meinte. «Dieses Haus ist nicht gemeldet, obwohl es sich um Ihr Eigentum handelt. Außerdem hätte es Evakuierten zur Verfügung gestellt werden müssen.» Ich antwortete, dass ich davon nichts wüsste und mich damit noch nie weiter auseinandergesetzt hätte, weil ich das ganze Jahr über krank gewesen sei. Es gab Dinge, die mich stärker in Anspruch genommen hatten als so etwas. «Aber Ihr Mann?» (Zumindest redete er mich noch mit «Sie» an.) «Er hätte das doch wissen müssen? Sie haben sich strafbar gemacht, und das bedeutet, dass Sie vielleicht sogar auf einem Straftransport landen.» Darüber musste ich wirklich lachen und sagte: «Hören Sie, glauben Sie, es interessiert uns Juden noch, auf welche Weise wir abtransportiert werden? Wir wurden schon für so viel verantwortlich gemacht und werden so vieler unrechter Dinge beschuldigt, dass diese Sache, die Sie als Straftat bezeichnen, mich überhaupt nicht interessiert.» «So, Sie nehmen diese ganze Angelegenheit also sehr leicht, nicht wahr?» «Natürlich, was dachten Sie denn? Wir Juden sind nun einmal so gemacht, dass wir viel ertragen können, und es gibt kein Leid, das so groß wäre, dass wir es nicht überstehen.» Ich machte ihn auch darauf aufmerksam, wie rüde sich sein Kollege verhalten hatte, und er versuchte, dafür eine Entschuldigung zu finden, indem er erklärte, dass diesem durch die Schuld von Juden so viele schlimme Dinge zugestoßen seien und dass er darum einen so tief verwurzelten Hass gegen sie verspüre. Darüber musste ich wieder aus vollem Herzen lachen und sagte, wie lächerlich ich dieses Argument fand; und ich fragte ihn, ob er vielleicht meine, dass wir Juden noch nie Gemeinheiten durch Nichtjuden erfahren hätten. «Natürlich kommen solche Dinge vor, aber ich kann Ihnen versichern, dass wir Kriminalpolizisten alles tun, um solche Subjekte unverzüglich unschädlich zu

machen, sobald wir über diese Dinge Sicherheit erlangt haben.» Ich fand, dass der Kerl nur faselte, und verfluchte die ganze Bande, die sich dazu bereit erklärt hatte, bei der Verfolgung der Juden zu helfen. Nachdem er das Haus inspiziert hatte, setzte er sich ans Klavier und spielte ein bisschen. Vielleicht wäre es mir sogar gelungen, auf die Straße zu flüchten. Aber das konnte ich vor meinem Gewissen nicht verantworten, weil sich im Haus noch Verwandte befanden, die ich dadurch in Gefahr gebracht hätte. Also wartete ich ruhig ab, bis der Herr sich genug am Klavier vergnügt hatte. Dann kam er wieder auf mich zu und bat mich, ich solle ein paar Kleidungsstücke zusammensuchen. Ich rannte in mein Schlafzimmer, wo mein Gepäck schon seit acht Monaten bereitstand. Auf dem Balkon war meine Schwägerin, die noch keine Ahnung von allem hatte; sie schaute in aller Ruhe die Straße hinunter. Ich stürmte auf sie zu und berichtete, dass der SD unten stand, um mich abzuholen. Selten habe ich jemanden so erschrecken sehen. Sie verdrehte die Augen, und ich dachte wirklich, sie würde in Ohnmacht fallen. Aber es gelang mir, sie so zu beruhigen, dass sie sich einigermaßen fasste. Schnell gab ich ihr ein paar Anweisungen, sagte ihr, was sie zu tun hätte, und befahl ihr, sich auf den Boden des Balkons zu setzen, sodass man sie von der Straße aus nicht sehen konnte. Ich sagte ihr noch, sie solle aufpassen, wenn mein Mann nach Hause käme, und ihn dann wegschicken. Aber es war schon zu spät, denn als ich mich umdrehte, stand er hinter mir ... Erstaunt fragte ich ihn, wo er herkäme, denn um diese Tageszeit hätte ich ihn bestimmt nicht daheim erwartet. Wenn einen das Schicksal verfolgt, kann man ihm nicht entgehen. Er erzählte mir, er habe Bekannte besucht, aber weil es in der Gegend ziemlich unruhig war und immer wieder die Papiere kontrolliert wurden, war es ihm klug erschienen, sich auf den Heimweg zu machen. Auf diese Weise lief er den Polizisten direkt in die

Arme. Es tat mir entsetzlich leid, dass ich ihn nicht draußen hatte abfangen können, aber es ließ sich nun einmal nicht mehr ändern. Ich bat ihn, er solle den Kerl unten durch ein Gespräch ablenken, und inzwischen wandte ich mich wieder meiner Schwägerin zu. Ich besprach noch einige Dinge mit ihr, gab ihr die wichtigsten Anweisungen und freute mich, dass ich selbst so beherzt war und trotz allem so genau wusste, was zu tun war. Das beruhigte mich sehr. Ich schickte sie an eine Stelle im Haus, von der ich wusste, dass sie dort sicher war, und machte mich, beruhigt und zufrieden, dass ich das noch hatte tun können, daran, ein wenig Gepäck zusammenzusuchen. Das meiste hatte ich sowieso schon bereitstehen. Mein Mann kam zurück und half mir ein bisschen, und schließlich gingen wir mit Sack und Pack nach unten. Inzwischen war der SDler, der ein Auto holen wollte, wieder zurück, und dann konnte die Sache ihren Anfang nehmen. Ich sah mich noch kurz mit einem wehmütigen Gefühl im Haus um und kämpfte gegen die Tränen, die in mir aufstiegen. Stolz trat ich nach draußen. Dort hatten sich meine nächsten Nachbarn und Bekannten versammelt, und während sie mir «Sei tapfer» und «Kopf hoch» zuriefen und ich im Vorbeigehen noch einige Hände drückte, stiegen wir ins Auto und fuhren zum Adama van Scheltemaplein.

...

Endlich war es so weit, und wir sollten auf Transport gehen. Der Ausdruck «Transport» klingt immer nach Viehtransport. Und tatsächlich bekam man genau diesen Eindruck. Es war ganz ohne Frage eine Erleichterung für uns, als es dann so weit war. Mein Mann, der in zwölf Tagen nur ein einziges Mal die Sachen hatte wechseln können und überall schlief, wo er irgendwie die Gelegenheit dazu bekam,

fühlte sich nicht mehr wie ein Mensch. Es braucht nicht viel, damit ein Mensch unter solchen Umständen degeneriert.

In der Nacht vom 1. auf den 2. April sollten wir das Theater verlassen und die Reise ins Unbekannte antreten. Alle waren guten Mutes und hoffnungsvoll gestimmt, weil wir davon ausgingen, dass wir da, wo wir hinfuhren, ein menschenwürdiges Dasein führen könnten. Aber wie groß war die Enttäuschung, die uns bevorstand. Die Abfahrt vom Theater war so abschreckend, dass ich spürte, wie mich ein Ekelschauer durchlief. Wir mussten den Saal verlassen und ins Foyer gehen, wo schon die «Grüne Polizei»^{*} Spalier stand, an der wir vorbei mussten. Ganz kurz vor dem Aufbruch wurden noch schnell weitere Menschen hereingebracht, die auch mitmussten. Draußen war es dunkel, und auch da hatten sich unsere Beschützer?? [so im Original] in zwei Reihen vom Theater bis zur Straßenbahn aufgestellt. Das Gefühl der Freiheit war sofort weg, als ich das sah, und mir wurde etwas Schlimmes klar. Alles machte einen entsetzlich traurigen Eindruck. Verbrecher waren wir. Ausgestoßene der Gesellschaft. Unter dem Geschrei der SS wurden wir regelrecht in die Straßenbahn gestoßen. Schreien und Drohungen scheinen bei ihnen nun einmal der übliche Umgangston zu sein. Vor dem Hbf. mussten wir uns alle in Viererreihen aufstellen und durften noch eine Weile in der Kälte warten, bevor wir nach drinnen konnten. Das alles in der Nacht, während wir voll bepackt mit unseren Sachen dastanden. Es war ein wahrer Auszug. Echte Emigranten, so wie ich das schon ab und zu im Film gesehen hatte. Die SS rannte hin und her, und endlich konnten wir in die Bahnhofshalle und bekamen Zugang zum Bahnsteig und zu den Zügen.

* Die Ordnungspolizei wurde in den Niederlanden wegen der grünen Uniformen auch «Grüne Polizei» genannt.

Eine Fahrt von ungefähr anderthalb Stunden, und im Stockdunkeln kamen wir in Vught an. Wieder Schreien und Kreischen. Alles, um uns Mut zu machen. Aber zum Glück gab es unter den Bewachern einige unserer eigenen Glaubensgenossen. Sie hatten den Auftrag, uns abzuholen, und das gab uns immerhin ein Gefühl der Beruhigung. Die Kinder setzte man in Autobusse, aber wir Großen mussten zum Lager laufen. Ein Marsch von eineinviertel Stunden. Wie Ameisen schleppten wir uns vorwärts, brachen dabei halb unter der Last des schweren Gepäcks zusammen.

Später wurde mir bewusst, dass zwischen Bahnhof und Lager nicht mehr als zehn Minuten Fußweg lagen. Aber nur, damit die Menschen das Gefühl bekamen, dass sie weit weg in irgendein Nest gebracht wurden, ließ man uns diesen gewaltigen Umweg machen. Wer kann unseren Schrecken und unsere Angst beschreiben, als wir im Lager ankamen und merkten, dass man uns zum Narren gehalten hatte und dass das Lager sehr wohl ein Konzentrationslager war. In Amsterdam hatte man uns etwas Schönes versprochen, und so wurden wir nun empfangen. Was für eine Enttäuschung. Was für eine Hölle. Was ging in diesem Augenblick in uns allen vor? Wieder wurden wir von einem Spalier holländischer SS empfangen. Nichts von alldem trug dazu bei, uns zu beruhigen. Das widerliche Geschrei dieser Menschen – man bekam wirklich den Eindruck, als könnten sie nicht anders. In einem Konzentrationslager, und das nur, weil wir Juden waren. Ein schlimmeres Verbrechen hätten wir nicht begehen können. Niedergeschlagen gingen wir weiter, und eine Erfahrung war schlimmer als die andere. Ich sah Freunde und Bekannte hinter Stacheldraht, und innerhalb weniger Minuten sollte ich mich auch dahinter befinden. In meiner Angst klammerte ich mich fest an meinen Mann, doch auch er konnte mir keinen Mut zusprechen. Mir blieb kein anderer Ausweg, als ich



Ankunft von jüdischen Gefangenen am Bahnhof Vught am 9. April 1943.
Die Aufnahmen wurden heimlich gemacht.

selbst zu bleiben und tapfer zu sein. Wir wurden in einem großen Raum untergebracht. Bei der Beleuchtung waren die Sicherungen herausgesprungen, und wir konnten einander kaum sehen. Ein eben erst angezündeter Ofen verbreitete einen schmutzigen Rauchgestank. Schlaftrunken stießen wir immer wieder zusammen, und wir mussten uns dicht beieinander auf harte Pritschen legen. Sofort nahm man uns Folgendes ab: Medikamente, Schreibpapier, Taschenlampen, Batterien, Verbandstoffe und noch viele andere Dinge, die wir mit so viel Mühe zusammengehalten hatten. Wieder Geschrei, und jetzt mussten wir zur Abwechslung zum Appell antreten. Das geschah jeden Morgen um halb sieben und abends um halb sechs. Zwei deutsche Leiterinnen in grauer Uniform sollten uns inspizieren, und die eine schrie so laut herum, dass wir sehr erschrecken. Diejenigen, die schon wochenlang im Lager waren und sich längst daran gewöhnt hatten, lachten darüber und meinten, wir würden uns schon auch noch daran gewöhnen. Aber wir Neuankömmlinge konnten darüber nicht lachen. Im Gegenteil, uns war eher zum Weinen zumute. Endlich durften wir wegtreten und wurden registriert. Danach steckte man uns wieder in einen anderen Raum, und wir wurden auf Krankheiten und Ungeziefer untersucht. Inzwischen war es zwölf Uhr, und wir bekamen unser erstes Mittagessen: Kohlsuppe. Miserableres Essen kann man sich nicht vorstellen. Die meisten rümpften die Nase, aber ich warf mich tatsächlich mit Heldenmut und Todesverachtung auf einen großen Tonnepf mit Essen. Mein Mann schaute mich lachend an und fragte mich, ob es denn so lecker sei. Ich nickte heftig, sagte, dass ich es ganz ausgezeichnet fand, und dachte, dass es abscheulich war, jeden Tag das gleiche Essen (und was für welches) zu bekommen. Nun ja, man konnte daran nun einmal nichts ändern. Das war nun einmal mein Schicksal, und ich musste es, wie so viele andere, über mich ergehen lassen. Dann erfolgte die Einteilung in die Baracken.

Die Männer wurden von den Frauen getrennt, denn Männer und Frauen durften nur einmal pro Woche zusammenkommen. Da gingen sie weg, unsere Männer. Sofort mussten sie ihre Wintermäntel abgeben. Die seien überflüssig, so hieß es. Und da sah ich, wie sie antreten und weggehen mussten. Und es war so kalt und nass. Ich hatte einen dicken Kloß im Hals, hielt mich aber aufrecht. Sei tapfer, sagte ich zu mir selbst. Es war schrecklich mitanzusehen, aber der Gedanke, dass wir am Sonntag wieder zusammensein würden, und sei es nur für eine Stunde, tröstete uns ein wenig. Inzwischen hatten schon viele meiner Bekannten, die wussten, dass ich unter den Neuankömmlingen war, nach mir gefragt, und mich erwartete eine herzliche Begrüßung. Nur war es schade, dass wir einander an diesem Ort und unter solchen Umständen wiedersehen mussten. Aber alle waren so außergewöhnlich lieb zu mir, dass es mich überwältigte und ich mich nicht mehr beherrschen konnte. All meinen Kollegen und Freunden von früher an diesem Ort des Elends zu begegnen, war mehr, als ich ertragen konnte. Die Spannung, die ich während dieser ganzen Tage empfunden hatte, löste sich, und ich brach in heftiges Schluchzen aus, was nur allzu verständlich war. Es erleichterte mich wirklich, aber trotzdem wurde ich an diesem Tag noch mehrere Male von Weinkrämpfen überfallen. Immer hatte ich nur diesen einen Gedanken, den Gedanken, aus dieser Hölle zu entkommen. Beim Antreten zum Abendappell entdeckte ich noch mehr Bekannte. Sie fragten mich, ob es in Amsterdam noch Juden gebe. Darüber musste ich wirklich lachen, denn wenn man noch einige Hundert Menschen abtransportierte, würde das nicht mehr lange der Fall sein. Wahrscheinlich würde es nicht mehr sehr lange dauern, und man hätte Amsterdam und wahrscheinlich die ganzen Niederlande tatsächlich entjudet. Endlich war der Tag vorbei, und ich konnte mich ins Bett legen. Erst bekamen wir noch ein drittes Kommissbrot, das wir

uns für zwei Mahlzeiten einteilen mussten. Abends und morgens ein paar Scheiben Kommissbrot mit Butter. Am Abend meiner Ankunft war es trockenes Kommissbrot. Wirklich anregend. Hunger hatte ich keinen. Ich wollte nur noch schlafen gehen.

...

2. Mai '43

Gestern Abend ging es im Schlafsaal ziemlich lustig zu. Ein paar Mädchen gaben einige Lieder zum Besten. Einige scheinen zu glauben, dass sie sich auf einer Ferienreise befinden und in einer Jugendherberge sind. Die Stimmung war sehr fröhlich. Die meisten gehen davon aus, dass sie bald wieder nach Hause dürfen. Obwohl ich keine Pessimistin bin, glaube ich nicht, dass es sich nur noch um Wochen handelt. Auf dem Lagergelände werden immer mehr Baracken gebaut. Im Laufe der Woche werde ich wahrscheinlich zu Philips müssen, aber solange ich mich da heraushalten kann, versuche ich das. Manchmal fühle ich so ein Heimweh. Aber davon weiß niemand. In den letzten Tagen hatte ich wieder schlimme Speiseröhrenkrämpfe. Ich hatte so gehofft, die hier loszuwerden, aber da habe ich mich getäuscht. Die Ärztin bei mir in der Baracke hat viel mit mir gesprochen, aber auch sie kann mich nicht heilen. Jetzt vermisse ich die Psychiaterin sehr, die mich behandelt hat. In den letzten Nächten habe ich schlecht geschlafen. Das kommt sicher von der Aufregung.

....

Gestern nicht geschrieben, weil ich wegen des Appells einen dicken Hals und eine Halsentzündung hatte. (Ein paar Tage im Bett bleiben und von meinen Bekannten ein wenig verwöhnt werden.) Außerdem hatte ich wieder heftige Speiseröhrenkrämpfe. Das fand ich übrigens nicht so schlimm. Heute Mittag setze ich mich schön in die Sonne, denn ich habe keine Geduld mehr, noch länger im Bett zu bleiben. Im Männerlager spielten sich gestern Abend bestialische Szenen ab. Beim Appell gingen die Zahlen nicht auf, und darum mussten die Männer die gemeinsten Übungen machen. Der *Hauptsturmführer* hatte Geburtstag, und sie hatten sich ordentlich betrunken. Unsere armen Männer mussten dafür büßen. Auf dem Bauch mussten sie liegen, und die Sadisten ließen alles an ihnen aus. Im Männerlager geht es strenger zu als bei den Frauen. Es werden ständig Schläge ausgeteilt. Vor ein paar Abenden, als ich versuchte, kurz mit meinem Mann zu sprechen, stand ich am Zaun, der unser Lager von dem der Gefangenen trennt. Sie standen da und alberten ein wenig mit den Mädchen aus unserem Lager herum, als plötzlich der Kommandant (eine Rotznase) auf die Gefangenen losstürmte, ihnen die Käppis* vom Kopf zog und ihnen damit ins Gesicht schlug. Kerzengerade mussten die Männer stehenbleiben und die Schläge entgegennehmen. Verblüfft sah ich zu, denn es war so plötzlich geschehen. Ich hatte den Kommandanten nicht kommen sehen. Bei den Leuten geht alles in einem so schnellen Tempo, und sie stehen vor dir, ehe du dich versiehst. So war es da auch. Mich durchfuhr ein Gefühl des Ekels, als ich das miterlebte, und weil ich es nicht länger mit ansehen konnte, wandte

* Das Käppi gehörte zu den ausgerangierten Uniformen der niederländischen Armee. Am Anfang trugen einige der Gefangenen in Vught eine solche Kopfbedeckung.

ich mich ab. Es war wirklich zu schlimm. Und dann der Gedanke, dass man alles einfach so über sich ergehen lassen muss. Durfte das denn einfach so geschehen? Unter den Gefangenen befanden sich viele Intellektuelle, zum Beispiel Doktoren, Studenten und noch mehr solche Leute. Was ging wohl in diesen Menschen vor, als sie so verprügelt wurden? Oh, was war es doch für ein Verbrechen, als Jude zur Welt gekommen zu sein. Haben wir damit tatsächlich eine solche Sünde begangen? Wo bleibt unsere Rettung? Wie lange müssen wir noch in diesem Drecksloch bleiben? Bis wir alle in diesem Elend umgekommen sind? Ist es dann erst genug? Warum müssen so viele Menschen unnötig leiden? Das will doch niemand? Gestern war ich sehr traurig und hätte gern alles laut herausgeschrien, aber zum Glück hatte ich genug Selbstbeherrschung, es nicht zu tun. Ich dachte lange darüber nach, wie unsere Freunde auf der anderen Seite des Stacheldrahts verprügelt worden waren. Ich dachte noch immer daran, als es schon dämmerte und es im Lager ruhiger wurde. Plötzlich hörte ich, wie eine sehr reine Stimme das Ave Maria sang. In der Baracke wurde es ganz still, und alle hörten andächtig zu. Es war keine kräftige Stimme, aber sie war rein und hell. Ich empfand den Gesang als eine Wohltat, und er wirkte beruhigend auf mich. Als ich so auf dem Rücken auf meinem Kissen lag, vergaß ich für kurze Zeit, wo ich war, und fühlte eine gewisse Rührung. Tränen rannen auf mein Gesicht, ohne dass ich es bemerkte. Es hatte mir so gut getan. Und das, während um uns herum so viel Leid geschah. Hinter mir schliefen zwei Schwestern, deren Eltern ein paar Tage zuvor nach Polen weitergeschickt worden waren. Eine der beiden Schwestern war mit einem Kind hier angekommen, und vor ein paar Tagen war es gestorben. Die Schwestern hatten entsetzlich geweint; niemand hatte sie trösten können. Aber sie schienen über so viel Energie zu verfügen, dass sie sich mit Gewalt über ihr Elend erhoben. Zusammen sangen sie einige

Lieder, und zwar so lieb und so gefühlvoll, dass ich zu mir selbst sagte, wir gehörten ganz offensichtlich wirklich zu einer zähen Rasse.

Diese Kinder hatten gerade erst so viel Leid erfahren und versuchten trotzdem, uns ein wenig Ablenkung zu verschaffen. Was machten sie wohl selbst durch? Die eine Stimme zitterte vor lauter Emotionen, aber sie hielt tapfer durch. Es gelang ihr, ihre Gefühle auf die anderen zu übertragen. Das begriffen die meisten von uns auch gut. Mit einem Gefühl der Zufriedenheit und in der Überzeugung, dass es auf der Welt trotz allem noch immer etwas Gutes gab, schlief ich endlich ein.

...

24. Mai

Gestern war wirklich ein schöner Abend. Unsere Lagerleiterin hatte Geburtstag, und ihr zu Ehren wurde ein Kabarett aufgeführt. Die besten Künstler aus dem Lager hatten sich zusammengetan und eine hübsche Revue einstudiert. Das lenkte uns tatsächlich etwas ab, denn ein Mensch braucht nun einmal von Zeit zu Zeit ein wenig Entspannung. Zwei NSB-Leiterinnen* waren anwesend. Das war an sich nicht so gut, weil man sich mit einigen Ausdrücken zurückhalten musste. Ab und zu bekamen sie aber ordentlich etwas ab. Eine unserer Lagergenossinnen, ein freches, respektloses Ding, trug ein so unglaublich dreistes Liedchen vor, dass wir alle laut lachen mussten, aber es war ganz deutlich gegen die beiden gerichtet, und ich glaube, das merkten sie auch sehr gut. Wir wurden allerdings so übermütig, dass wir fröhlich aus voller Kehle mitsangen und dabei hin und wieder vergaßen, dass wir Gefangene waren. Es war ein nettes Grüppchen,

* NSB = Nationaal-Socialistische Beweging in Nederland. Siehe im Glossar unter «NSB».

das uns an diesem Abend aufmunterte, und wieder war ich von der Haltung der jüdischen Frauen beeindruckt. So voller Energie und so voller Mut bei so viel bitterem Leid um uns herum. Trotzdem gaben an diesem Abend alle ihr Bestes, und das nur, um uns für eine kurze Zeit das ganze Elend vergessen zu lassen. Sie verdienten dafür auch tatsächlich großes Lob und erhielten dementsprechend herzlichen Applaus. Um elf Uhr gingen wir zufrieden ins Bett. Ich lag noch eine Weile wach und dachte über viele Dinge nach. Ich dachte an meine Familie, und wie es allen wohl ergangen war. Vielleicht machten sie sich ja große Sorgen um uns, während wir Spaß hatten. Und ich dachte an die tausend Männer da draußen in Moerdijk. Auch von ihnen wusste ich, dass sie an uns dachten. Dass jeder Brief, den sie ihren Frauen in Vught schickten, ein Hilfeschrei war. Ein Schrei der Sehnsucht danach, wieder bei ihren Frauen zu sein. Sie litten Hunger. In jedem Brief baten sie um Brot. Und wo sollten wir das hernehmen? Wenn wir keine Päckchen bekamen, hatten wir selbst Hunger, aber wir versuchten trotzdem, so viel wie möglich nach Moerdijk weiterzuschicken. Außerdem hatten die Männer gehört, dass die Frauen Steine geschleppt hatten. Das fanden sie sehr schlimm, denn wie es tatsächlich gewesen war, wussten sie nicht. Es hatte keinen Sinn, ihnen davon zu schreiben, und warum hätten wir ihnen ihr Schicksal noch erschweren sollen? Das alles ging mir durch den Kopf, bis ich schließlich doch noch einschliefe. Es muss etwa halb drei gewesen sein, als wir plötzlich von einem lauten Schlag geweckt wurden. Ob eine Bombe gefallen oder vielleicht ein Flugzeug abgestürzt war, wussten wir nicht. Wir wussten nur, dass gerade etwas Schlimmes passierte. Fenster sprangen entzwei, und ein Gedröhne von Flugzeugen über den Baracken. Draußen sahen wir ein Flammenmeer. Ein paar Frauen fielen von der dritten Etage aus den Betten. Eine Stimmung der Panik drohte zu entstehen, denn viele begannen sofort zu schreien und

waren völlig hilflos, aber zum Glück war die Ordnung bald wiederhergestellt. Schnell zogen wir uns an, aber alles geschah im Dunkeln, denn es durfte kein Licht brennen, nur ein paar Kerzen. Die Erste Hilfe war schnell vor Ort, aber was für ein Schreck, wenn man vom dritten Stock aus dem Bett fällt. Eine Frau hatte sich arg den Fuß verknackt. Ansonsten war nichts Besonderes passiert. Niemand konnte sagen, was genau los war, denn Menschen waren nicht zu Schaden gekommen. Sofort wurde im Kinderlager eine Untersuchung eingeleitet. Auch dort waren viele Fensterscheiben kaputt, aber sonst war nichts passiert. Nach einer Stunde ging ich wieder ins Bett, wo ich noch eine Zeit lang ungestört schlief. Ich war während der ganzen Aufregung seltsam ruhig geblieben. Um vier Uhr wurden wir wieder zum Aufstehen geweckt, und schlaftrunken, mit bleichen Gesichtern, marschierten wir zum Appellplatz. Wir waren alles andere als gut gelaunt. Ein blasses Männchen schaute mitleidig auf uns herunter; wahrscheinlich taten wir ihm leid, weil wir so früh aufstehen mussten. Die Offiziere schrien lauter als je zuvor und teilten munter Schläge aus. Aber vor ihrem Geschrei habe ich keine Angst mehr. Wir alle haben uns die Lagerlosung zu eigen gemacht, die folgendermaßen lautet: «Damit können sie mir keine Angst mehr machen. Nur noch Freude.» Und daran dachte ich, als die «Herren» so dastanden und brüllten. Daran hatten wir uns alle langsam gewöhnt. Warum hätten wir noch Angst haben sollen? Was konnte uns denn noch passieren?

Donnerstag 27. Mai

Gestern Abend gab es wieder einen fröhlichen Appell. Begleitet von Schreien und Kreischen traten wir wieder an. Dann mussten wir strammstehen, mit dem Gesicht zu den Männern, die uns gegenüber

standen, aber wir durften sie nicht ansehen, denn das ist «lebensgefährlich». Wir mussten uns also alle umdrehen, und es gab ein Gestoße und Geschubse, das nicht von schlechten Eltern war. Hier und da wurde wieder jemand geschlagen. Als wir endlich ordentlich mit den Gesichtern in die andere Richtung dastanden, mussten wir uns wieder umdrehen. Das ging eine Weile so. Allmählich begannen wir uns ordentlich zu langweilen, und ich fragte mich, ob ihnen denn nichts Besseres einfiel und ob sie vielleicht glaubten, sie könnten auf diese Weise den Krieg gewinnen. Es war alles so schwachsinnig. Wir nahmen das Ganze von der heiteren Seite, und während wir dastanden, trieben wir ein paar Späße miteinander. Sinn für Humor besaßen wir genug, und ich hörte, wie von verschiedenen Seiten die Stimme der Leiterin nachgeahmt wurde. Nachdem wir eine ganze Weile so dagestanden hatten, durften wir endlich wegtreten. In der Kommandantur gibt es jetzt einen Friseursalon. Ganz auf die Anforderungen der Zeit eingestellt. Nun müssen die Friseurinnen unter den Lagerfrauen jeden Abend dorthin gehen, um den Leiterinnen und den Frauen (den Ehrenbräuten) der Offiziere die Haare zu schneiden. Dafür nehmen sie dann also jüdische Frauen. Aber mich erstaunt nichts mehr, denn sonst würde ich von der einen Verblüffung in die nächste geraten. Wir lassen alles kommen, wie es eben kommt, und werden jeden Tag gleichgültiger. Man gewöhnt sich auf die Dauer an alles. Hier im Lager geschehen ohnehin Dinge, die nicht mehr normal sind. Die Tatsache, dass wir überhaupt hier sind, kann man doch auch nicht als normal bezeichnen.

**Aus dem Nachwort
von Ad van Liempt**

Dass dem Tagebuch große historische Bedeutung zukommt, steht außer Frage. Es gibt nur sehr wenige ausführliche Zeugnisse von Holocaustopfern auf ihrem Weg in den Untergang. Wichtig sind die Aufzeichnungen besonders im Hinblick auf das Konzentrationslager Vught. Von dort sind außerdem die Tagebuchaufzeichnungen des Studenten und Dichters David Koker überliefert, der mit dem Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Karel van het Reve (1921–1999) befreundet war. Koker hielt viele alltägliche Ereignisse im Lagerleben fest. Sein nüchterner, manchmal kühler Bericht, der aber auch Gedichte enthält, umfasst etwa ein Jahr, vom Februar 1943 bis Februar 1944. Er wurde vollständig aus dem Lager geschmuggelt und 1977 von Karel van het Reve publiziert. Die Tagebücher der Klaartje de Zwarte-Walvisch sind viel emotionaler als die Aufzeichnungen David Kokers. Sie schreibt sich in Vught die Wut von der Seele. Über eine hohe Schulbildung verfügte sie nicht, aber sie schreibt fesselnd und in sehr gut lesbarem Niederländisch. Sie beobachtet alles mit scharfem Blick und interessiert sich besonders dafür, wie sich die Menschen unter den im Lager herrschenden Umständen verhalten, etwa als sie Anfang Juni 1943 miterlebt, wie über tausend Kinder – meist mit ihren Müttern oder beiden Eltern – das Lager verlassen müssen. Die Lagerinsassen reagieren tief erschüttert und geraten vor Angst und Verzweiflung völlig außer sich:

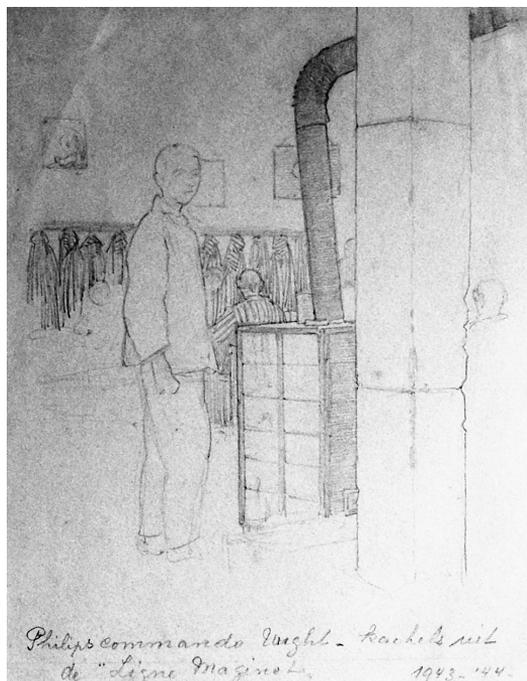
Väter stürmten auf das Kinderlager ein, weil sie bei ihren Frauen und Kindern sein wollten. Männer warfen sich über den Tisch und schluchzten hemmungslos. Schluchzten wie kleine Kinder, weil sie gegenüber dem, was ihnen angetan wurde, so völlig machtlos waren. Es gab keinen Trost. Für jeden war das Leid gleich schlimm. Überall, wo ich hinkam, sah ich nichts als weinende Männer und Frauen.

Innerhalb von zwei Tagen werden dreitausend Menschen nach Westerbork deportiert und von dort fast alle von ihnen weiter in die Gaskammern von Sobibór. Die Schilderung im Tagebuch ist ein Wutschrei:

Wie man manchmal einfach so ein Stück Papier zerreißt, so wurden Herzen und Seelen zerfetzt und auseinandergerissen. Alles ging in Stücke. Alles wurde zertreten. Jedes Herz, egal ob klein oder groß, zertreten, beschmutzt und für immer zerstört. Das war Zivilisation. Das war Kultur. Das war das neue Europa. Wann wird für uns die Erlösung kommen? Wo bleibt unsere Rettung?

Die Aufzeichnungen der Klaartje de Zwarte-Walvisch rührten schon im Lager die Menschen an. Sie beschreibt, wie sie in Vught für kurze Zeit im Philips-Kommando, einer Werkstatt der Firma Philips im Konzentrationslager, in der Dynamotaschenlampen und Transistorradios hergestellt wurden, Zwangsarbeit leistete. Hier lernte sie einen nicht-jüdischen Niederländer kennen, dem sie vertraute und den sie in ihrem Tagebuch lesen ließ. Ihm stiegen die Tränen in die Augen, und er sagte, dass ihn tief bewegte, was sie geschrieben hatte. Das Schreiben gab Klaartjes Leben unter diesen Umständen eine Art Sinn. Als es wieder einmal für eine kurze Zeit viel zu voll in den Baracken war, klagte sie darüber, nirgendwo in Ruhe schreiben zu können. Aber sie ließ sich nicht davon abhalten: «Trotzdem werde ich schreiben, und wenn ich dafür jede Nacht ein paar Stunden opfern muss.»

Zwangsarbeiter
in der Werkstatt der
Firma Philips auf dem
Lagergelände.
Anonyme Zeichnung
eines Gefangenen
mit dem Vermerk:
«Philips-Kommando
Vught. Ofen von der
«Maginot-Linie»,
1943-44.»



Insgeheim wünschte sie sich, dass das Tagebuch bekannt werden würde. Die Welt sollte erfahren, wie die Juden misshandelt und gedemütigt wurden: «Ich hoffe inständig, dass alles, was ich hier aufgeschrieben habe, einmal die Außenwelt erreicht.» Dieser Satz hätte auch von Anne Frank stammen können. Einen großen Unterschied zwischen beiden jungen Frauen gibt es allerdings: Klaartje de Zwarte-Walvisch begann zu schreiben, als Anne Frank aufhören musste – bei ihrer Deportation. Aber sie schrieben mit dem gleichen Ziel: Die Außenwelt sollte irgendwann einmal erfahren, was geschehen war.

Die winzige Hoffnung, sie selbst werde mit dem Leben davonkommen, erfüllte sich nicht. Klaartje de Zwarte-Walvisch wurde in Sobibór

Klaartje kwam met haar de trein
gebracht. Het al het mogelijk
gedaan het haar aangeaan
te maken. Bovendien was
flink is ze. Een mit vele
die ik hier heb niet meegaan.
Het is denkbaar dat ze heel
alleen was; sloot ze en veel
praktisch voor haar. Om die
tafel was zeer onder de
indruk, om dat ze erg lief
van iedereen is geweest.

Dienstbereich 5 I.W. 12.6. 43.
Innendienst Bar.: 60

Gruppenausweis.

Die nachstehend genannten Baracken-
insassen sind berechtigt zum Zwecke
ihrer dienstlichen Obliegenheiten
(an Transporttagen nach Prüfung der
Transportlisten), die Baracke
am 13.6.43 um 7^h
zu verlassen.

De Zwartke, Salomon

Der Dienstleiter

553

Der Brief, den Salomon de Zwartke
auf der Rückseite eines Gruppen-
ausweises schrieb, nachdem er
seine Schwägerin Klaartje zum
Zug nach Sobibór begleitet hatte.

umgebracht, weit im Osten, so wie 34 000 andere jüdische Niederländer. Das letzte Familienmitglied, das sie sah, war ihr Schwager Salomon de Zwarte. In seinen Notizen aus Westerbork heißt es:

Klaartje gerade zum Zug gebracht. Habe alles mir Mögliche getan, damit sie es angenehm hat. Bewundernswert tapfer ist sie. Eine von vielen, die ich von hier habe weggehen sehen. Obwohl sie hier sehr allein war, schlägt sie sich prächtig durch. Alle an unserem Tisch waren sehr beeindruckt, weil sie jeden sehr lieb behandelt hat.

Salomon de Zwarte ist es zu verdanken, dass wir die Worte von Klaartje de Zwarte-Walvisch heute lesen können, die Anklage, die ein wehrloses Opfer an seine erbarmungslosen Henker richtet. «Ich hoffe inständig, dass alles, was ich hier aufgeschrieben habe, einmal die Außenwelt erreicht», hat sie notiert. Mehr als fünfundsechzig Jahre nach dieser Notiz hat sich die Hoffnung erfüllt – und mit dieser Ausgabe erfüllt sie sich endlich auch in Deutschland.

Stimmen zum Buch

«Es fängt da an, wo Anne Frank aufhört: Nach 67 Jahren wurde das Tagebuch der Klaartje de Zwarte-Walvisch entdeckt.»

Helmut Hetzel, Frankfurter Rundschau

«Ein neuer, einzigartiger, persönlicher Blick auf das Grauen der Deportation der Juden.»

Het Parool

«Das eindringliche Zeugnis einer streitbaren Frau auf dem Weg in die Vernichtung.»

De Volkskrant

«Ich musste mir manchmal die Tränen aus den Augen wischen, ich konnte einfach nicht mehr weiterlesen. Das ist ein erschütterndes Dokument.»

Yfke Nyland, Historikerin und Entdeckerin des Tagebuchs